



Newsletter vom 12. 5. 2019

Inhalt

Start zu einem Dialog auf Augenhöhe zwischen den Akteuren im Schulfeld	2
Lehrer arbeiten weniger und doch zu viel	3
Tages-Anzeiger 9.5.2019, Schweiz, Raphaela Birrer.....	3
Warum eigentlich „eigentlich“?	5
Journal21 08.05.2019, von Carl Bossard	5
Jedes fünfte Kind stört den Unterricht	6
SonntagsZeitung 28.4.2019, Nadja Pastega	6
Problemschüler – fünf Beispiele	8
Auch Schüler mit einer Depression sind ein Problem.....	9
SonntagsZeitung 28.4.2019, N. Pastega, S. Besson	9
Es braucht wieder Kleinklassen.....	10
SonntagsZeitung 27.4.2019, Arthur Rutishauser, Chefredaktor Tamedia	10
Eltern, Lehrkräfte, Schulen – alle sind gefordert.....	11
SonntagsZeitung 5.5.2019, Leserbrief.....	11
Früh einfangen	15
SonntagsZeitung 5.5.2019, TinaHuber	15
Leute wie wir, Daniel, 12 Jahre, Zürich Kreis 6.....	17
Tages-Anzeiger Magazin, 27.4.2019, Editorial, Katja Früh.....	17
Einspruch! 2.....	18
Veranstaltungshinweise	19
18.Mai 2019, Bildungsperspektiven Condorcet.....	19
22.5.2019 Im Bann der Bildschirme – wenn Gamen und soziales Networking zur Sucht werden	21



Start zu einem Dialog auf Augenhöhe zwischen den Akteuren im Schulfeld

Am 18. Mai wird der unabhängige Schweizer Schulblog «Bildungsperspektiven Condorcet» aufgeschaltet.

Noch immer können so genannte fortschrittliche Bildungspolitiker **ungeniert behaupten, Frontalunterricht gehöre in die Mottenkiste**, ohne dass ihnen widersprochen wird. Dabei dürfen sie darauf vertrauen, dass ihre Meinung von vielen Journalisten ungeprüft weiterverbreitet und viel Beifall finden wird. So eignet sich der Begriff «Frontalunterricht» aus der Zeit des Grabenkriegs bestens, um Bewährtes zu verunglimpfen, um dann schulische Reformen in umso hellerem Licht erscheinen zu lassen. Hauptsache ist, dass Neues geschaffen wird, das ein goldenes pädagogisches Zeitalter verspricht.

Viele Bildungspolitiker kümmern sich nicht im geringsten um die Tatsache, dass John Hattie in seiner umfassenden Untersuchung über die Merkmale guten Unterrichts unter anderem klar nachgewiesen hat, dass ein qualifizierter Frontalunterricht sehr effizient ist. Damit meint er nicht einen Paukerunterricht, sondern **eine didaktisch klug aufgebaute direkte Instruktion**. Eine hohe Eigenaktivität der Schülerinnen und Schüler beim Zuhören und Miterleben ist darin genau so enthalten wie der klärende Dialog im Klassengespräch.

Die Bildungspolitik der letzten Jahre lebt von Ankündigungen und Versprechungen. Damit kommt man bei den Eltern, die sich um die Zukunft ihrer Kinder grosse Sorgen machen, gut an. Wer von den bildungspolitischen Schulpropheten will schon eingestehen, dass sich ein grosser Teil der aktuellen pädagogischen Konzepte nur als Schönwetterprogramm eignet und oft **weit weg von der Schulrealität ist**? Noch so gerne werden kühne Vorstellungen über eine umfassende Individualisierung und Digitalisierung des Unterrichts aus den Forschungsabteilungen von Pädagogischen Hochschulen übernommen. Dabei übersehen die wohlmeinenden Politiker, dass viele der vorherrschenden Ideen nur mit sehr hohen Kosten überhaupt umsetzbar sind.

Eigentlich gehört es zu unseren helvetischen Polittugenden, dass Wesentliches von Wünschbarem unterschieden wird. Wir sind stolz darauf, dass wir **offen sind für neue Ideen und diese in der Schulrealität überprüfen**. Doch die Bildungspolitik der letzten Jahre scheint davon deutlich Abstand genommen zu haben. Da werden Bildungsprogramme entworfen, für welche die Zeit nie und nimmer reicht, um sie erfolgreich umzusetzen. Die Liste der pädagogischen Baustellen, für die immer neue Kredite zur Weiterführung der Arbeiten gefordert werden, ist lang: Die Integration verhaltensauffälliger Schüler in die Regelklassen, die Übernahme neuer Aufgaben aus dem erzieherischen Bereich, der zusätzliche Aufwand durch das vorverschobene Eintrittsalter in den Kindergarten, die Veränderung des Unterrichtsstils von der direkten Instruktion zum umfassenden Individualisieren. Das pädagogische Sündenregister könnte noch um einiges verlängert werden.

Zurzeit wird in einer Aufklärungskampagne darauf hingewiesen, dass **die Lehrerinnen und Lehrer massiv zu viele Überstunden leisten**. Doch statt das Übel bei der Wurzel anzupacken, wird davon gesprochen, mehr Schulsozialarbeiter einzustellen und Retuschen beim bürokratischen Aufwand vorzunehmen. Doch so kommen wir keinen Schritt weiter.

Wo bleiben die Bildungspolitiker, die jetzt hinstehen und ihr eigenes Reformwerk überprüfen? Weshalb hört man nichts von ihnen, wenn sich Tausende von Lehrerinnen und Lehrern darüber beschweren, dass sie ohne Kleinklassen zu viel Zeit für stark verhaltensauffällige Schüler täglich aufwenden müssen? Warum fordert der Schweizer Lehrerverband nicht energischer, dass stark umstrittene Schulreformen auch im Licht von Aufwand und tatsächlichem Ertrag durchleuchtet werden müssen? Wie sehr das Dogma



der unbedingten Aufnahme aller Schüler in die Regelklassen die Schulen belastet, können Sie in den von uns zusammengestellten Beiträgen und Leserbriefen aus der Sonntagszeitung entnehmen.

Es ist höchste Zeit, dass **eine schweizweit gut vernetzte und offene Diskussion über unsere Schule** stattfindet. Am 18. Mai ist es so weit: Mit dem Schulblog «**Bildungsperspektiven Condorcet**» wird ein Forum für aktuelle Schulfragen geschaffen, welches relevante Themen aus der Schulpraxis zur Diskussion stellen will. Dabei sollen ähnlich wie in unserem Zürcher Forum Berichte aus dem Schulalltag und seriöse Analysen aufgeschaltet werden. Angestrebt wird ein Dialog ohne Scheuklappen zwischen den Vertretern neuer pädagogischer Ideen und dem Bodenpersonal in der Schulpraxis. Welchen Zweck der Blog genau verfolgt, können Sie an der hochkarätigen Berner Veranstaltung vom nächsten Samstag direkt erfahren. Die Einladung dazu finden Sie in unserem Newsletter.

Wie immer haben wir für Sie einen Beitrag von **Carl Bossard** bereit. Diesmal ist es ein Lesegenuss mit philosophischen Betrachtungen zum Wort «eigentlich». Vielleicht werden Sie dabei öfters mit dem Kopf nicken oder etwas schmunzeln.

Für die Redaktion «Starke Volksschule Zürich»

Hanspeter Amstutz

Lehrer arbeiten weniger und doch zu viel

Tages-Anzeiger 9.5.2019, Schweiz, Raphaela Birrer

Bildung • Die neuste Arbeitszeiterhebung zeigt: Lehrkräfte wurden in den letzten zehn Jahren administrativ entlastet. Wegen der verbreiteten Teilzeitpensen leisten die meisten dennoch Überzeit.

«Lehrer haben am Vormittag recht und am Nachmittag frei.» Es ist zwar nur ein Witz, aber er steht sinnbildlich für die weit verbreitete Meinung, wonach Lehrpersonen zu viel Freizeit und Ferien haben. Heute möge er nicht mehr darüber lachen - zu gross seien die Belastungen im Schulzimmer, sagt Beat W. Zemp, der langjährige Präsident des Lehrerverbands LCH.

Dieser hat gestern die grösste Arbeitszeiterhebung für den Berufsstand präsentiert, die in der Schweiz je durchgeführt wurde. Fast 11 000 Deutschschweizer Teilnehmende haben während einer Woche ihre Arbeitszeit genau protokolliert sowie generelle Angaben zu ihrer Frei- und Ferienzeit gemacht. Die Befunde sind aus Sicht des LCH alarmierend: Lehrerinnen aller Stufen leisten in der Deutschschweiz durchschnittlich 13 Prozent unbezahlte Überzeit, ohne sie kompensieren zu können. Je nach Schulstufe arbeiten die Lehrpersonen auf ein 100-Prozent-Pensum gerechnet zwischen 2086 und 2222 Jahresstunden statt der kantonal vorgegebenen Referenzarbeitszeit von 1916 Stunden.

Gesunkene Überstundenzahl

Auch der Mythos, wonach Lehrer 13 Wochen Ferien hätten, lässt sich gemäss LCH mit der Studie nicht aufrechterhalten: Die befragten Lehrpersonen beziehen durchschnittlich 5,3 Wochen Ferien; in 7,7 Wochen arbeiten sie 18,8 Stunden, kompensieren also einen Teil der Überzeit aus den Unterrichtswochen.

Die repräsentative Studie zeigt allerdings auch auf, dass die Zahl der Überstunden seit der letzten Erhebung vor zehn Jahren deutlich gesunken ist - um 40 Prozent. Das liegt



gemäss der Umfrage an der Einführung der Schulleitungen und der Schulsozialarbeit. Dadurch werden die administrativen Arbeiten effizienter organisiert und die Lehrpersonen im Umgang mit sozialen Schwierigkeiten in den Klassen entlastet. Gleichzeitig finden heute weniger Weiterbildungen statt, weil die grossen Schulreformen zu Beginn des Jahrtausends mittlerweile etabliert sind.

Für den Verband ist dieser Befund aber trügerisch: Viele Lehrkräfte würden ihr Pensum reduzieren, um eine Überlastung zu vermeiden, sagt Zentralsekretärin Franziska Peterhans. Nur rund ein Viertel der Lehrpersonen arbeitet gemäss Studie Vollzeit. Doch diese Strategie löse das Problem für die meisten Lehrerinnen nicht. Demnach fallen proportional umso mehr Überstunden an, je tiefer das Arbeitspensum ist. Wer weniger als 50 Prozent angestellt ist, arbeitet 22 bis 25 Prozent zu viel. Bei einem Vollzeitpensum beträgt die Überzeit durchschnittlich nur 2 bis 3 Prozent.

Zu wenig Zeit für Unterricht

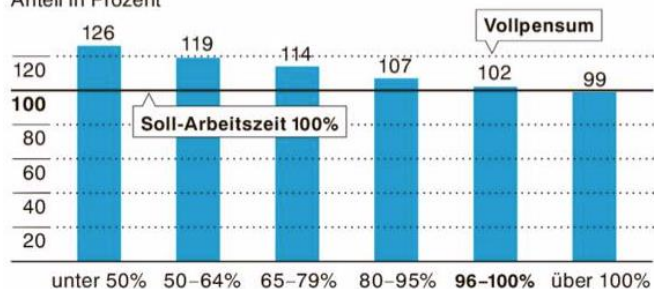
Das liege zum einen an Teamsitzungen oder Schulanlässen - Aufgaben, die sich nicht an das Pensum angleichen lassen, so Peterhans. Zum anderen zeige sich darin aber auch ein strukturelles Problem: Lehrpersonen mit weniger als 50 Stellenprozenten füllen ihre Sollarbeitszeit bereits mit dem Unterricht und dessen Vor- und Nachbereitung aus. Mit der integrativen Schulung und der Einführung des Lehrplans 21 seien zwar die Anforderungen an den Unterricht gestiegen, doch die in den kantonalen Berufsaufträgen vorgesehene Zeit für die unterrichtsbezogenen Tätigkeiten sei gleich geblieben. «Ein 100-Prozent-Pensum ist unter den heutigen Rahmenbedingungen kaum zu leisten», sagt Peterhans.

Den Trend zur Teilzeitarbeit erachtet auch Beat W. Zemp als problematisch, weil wegen der künftig steigenden Schülerzahlen Tausende neue Lehrkräfte gefunden werden müssen. «Wird der Nachwuchs mehrheitlich Teilzeit arbeiten, wird sich der Lehrermangel dramatisch verschärfen.» Um die Lehrer zu entlasten, fordert der LCH weniger Pflichtlektionen, mehr zeitliche Entlastung für Klassenlehrer, mehr Zeit für Elternarbeit und generell keine unbezahlte Überzeit mehr. Via kantonale Verbände will er diese Anliegen nun in die Politik tragen.

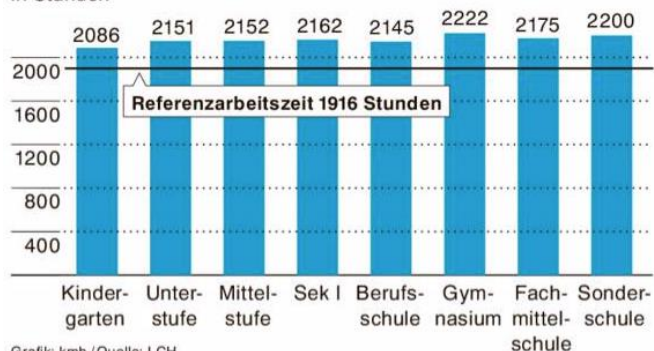
Dort anerkennt man die Leistung der Lehrkräfte, wie Silvia Steiner, Präsidentin der Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz, sagt. «Lehrpersonen sollten nicht mehr als das Verwaltungspersonal arbeiten müssen.» Doch die Studie zeige auch, dass gerade Lehrerinnen mit hohen Pensen mit ihrer Arbeitszeit auskämen. Zudem sei die Berufszufriedenheit in dieser Gruppe am höchsten. «Deshalb müssen wir bemüht sein, dass wir weniger Kleinstpensen haben», sagt Steiner. Gemäss der Zürcher Bildungsdirektorin nimmt in ihrem Kanton der durchschnittliche Beschäftigungsgrad leicht, aber stetig zu. «Wir beobachten bei unseren Auswertungen auch, dass Teilzeit eher eine Reaktion auf die familiäre Situation ist als auf Überlastung.» Ihr Kanton lässt im Moment den Berufsauftrag untersuchen, um festzustellen, wo es Verbesserungen braucht. Zemp hofft,

Die Arbeitszeit der Deutschschweizer Lehrer

Jahresarbeitszeit nach Pensum (Primarschule bis Sekundarstufe I)
Anteil in Prozent



Jahresarbeitszeit für ein Vollzeitäquivalent nach Stufen
in Stunden



Grafik: kmh / Quelle: LCH



dass andere Kantone auch über die Bücher gehen werden. «Wir wollen unseren Kindern ja nicht davon abraten müssen, diesen Beruf zu ergreifen.»

Warum eigentlich „eigentlich“?

Journal21 08.05.2019, von Carl Bossard

Man hört es oft, das verführerische Wörtlein „eigentlich“. Auch an Schulen. „Eigentlich hast du es gut gemacht!“ Doch warum nur „eigentlich“?

Die Vokabel „eigentlich“ kommt locker von der Zunge. Schnell ist sie formuliert und meist wenig reflektiert. „Eigentlich geht es mir gut“, erwidert man nicht selten auf die Anstandsfrage nach dem Wohlbefinden. Geht es mir nun gut oder nicht gut? „Eigentlich“ ist die Antwort verständlich; man will sein Vis-à-Vis nicht neidisch machen. Es darf mir darum nicht allzu gut gehen.

„Eigentlich“ grenzt ab

„Eigentlich bin ich Lehrer.“ So habe ich in jungen Jahren ab und zu auf die Frage nach meinem beruflichen Wirken geantwortet. Zurück blieb ein schales Gefühl. Irgendwie hat mich das Relativieren beschämt. Warum denn „eigentlich“? Bin ich nun Lehrer, oder bin ich es nicht? Kann ich nicht zu meinem Beruf stehen? Und was ist überhaupt ein „Eigentlich“-Lehrer? Einer, der auf Distanz geht, wenn es kritisch wird? Einer, der feige abtaucht und wie Petrus auf dem Weg zum Ölberg sein Wirken und seine Identität verleugnet?

Nie habe ich Berufsleute sagen hören: „Eigentlich bin ich Ingenieur.“ Und was wäre, wenn eine Medizinerin sagte: „Eigentlich bin ich Ärztin.“ Es käme uns komisch vor; wir wären irritiert. Die Aussage hat etwas Abgrenzendes in sich, verbunden mit dem unausgesprochenen Nachsatz: „Ich bin mir eben nicht ganz sicher.“ Und was denkt sich, wer auf ein „Eigentlich bin ich Journalist“ stösst? Gerne wäre er wohl Schriftsteller geworden, aber es reichte halt nicht, fantasiert man weiter.

Identifikation kennt kein „eigentlich“

Worte schaffen Wirklichkeit, heisst es. Genau darum habe ich mich später gegen dieses Wörtlein gesperrt. Wie so ganz anders tönt die Aussage: „Ich bin Lehrer!“ Ich wollte kein „Eigentlich“-Lehrer sein. „Eigentlich“-Haltungen dispensieren von der Verantwortung, denn man lässt offen, ob man nicht lieber eine andere Identität hätte. Der „ich-bin-Lehrer“ dagegen weiss um die Bedeutung des Pädagogen für Kinder und Jugendliche. Er ist sich bewusst, was eine achtsame Lehrerin bewirken kann und wie wichtig ein profilierter Lehrer für viele Kinder ist, vor allem für solche aus sozial engen Verhältnissen. Internationale Studien zeigen es. Gutes Lernen ist immer auch ein Dialog, ein „Meeting of Minds“, wie es der amerikanische Philosoph John Dewey, ein „Vordenker“ der Pädagogik, ausdrückt. Unterricht bedeutet eine Interaktion zwischen Menschen. Es hängt nicht vom Lehrer allein ab, aber es kommt auf ihn an.

Ich wollte darum ein „uneigentlicher“ Lehrer sein, einer mit Leib und Leidenschaft – mit einem klaren Berufsverständnis. Solche Lehrer kennen kein „eigentlich“. Man spürt ihre Hingabe; sie identifizieren sich mit der Aufgabe. Und sie wollen bei den jungen Menschen etwas bewirken. Wie meine pädagogischen Vorbilder aus der eigenen Schulzeit.

Wider alles „Eigentliche“ in der Schule

„Eigentlich kannst du mit der Leistung zufrieden sein.“ Der Satz blieb mir im Gedächtnis



haften. Bis heute. Was meinte meine Zweitklass-Lehrerin mit ihrer Aussage? Genügte die Arbeit nun? Oder war da nicht noch etwas, das unterschwellig mitschwang? Ein Aber. Warum wollte es die Lehrerin nicht offenlegen? Dabei hatte ich mir für den kleinen Text über die eindrückliche SJW-Geschichte "Nur der Ruedi" so grosse Mühe gegeben und lange daran gefeilt.

Ein Feedback müsste wohlwollend im Ton, aber unerbittlich in der Sache und sprachlich präzise formuliert sein. Nur so wirkt es. Schwammige Begriffe wie „Bravo, ich könnte es wohl nicht besser!“ oder „Du hast das eigentlich super gemacht!“ überschreiten die Schwelle des ritualisierten Nettseins kaum. Klare Differenzierungssignale fehlen. Der Lerneffekt bleibt diffus. Dabei gehören gezielte Rückkoppelungen zu den effektivsten Instrumenten. Man weiss es aus der Forschung. Feedbacks steigern die Lernfortschritte, wenn sie an Inhalte gebunden sind und die Diskrepanz zwischen Ist und Soll kurz und konkret benennen.

Das „Eigentlich“ muss verbannt werden

„Eigentlich kannst du mit der Arbeit zufrieden sein.“ Das ist als Feedback zu wenig. Es wirkt nicht. Eigentlich müsste das Wörtlein darum aus der Schule verbannt sein. Nein, nicht eigentlich: Es gehört aus der pädagogischen Provinz vertrieben. Ganz generell. Und wohl nicht nur dort.

Jedes fünfte Kind stört den Unterricht

SonntagsZeitung 28.4.2019, Nadja Pastega

Schon Kindergärtler sind heute aggressiv oder sogar gewalttätig – weil sie zu Hause zu wenig betreut werden, sagen Experten.

Der vierjährige Bub, nennen wir ihn Philipp, fiel schon am ersten Tag auf. Dass er Anweisungen ignorierte und trötzelte, wäre noch verkraftbar gewesen, sagt die Kindergärtnerin, die in einem Zürcher Aussenquartier arbeitet. Aber dabei blieb es nicht.

Der kleine Raufbold zettelte immer wieder Streit an, provozierte die anderen Kindergärtler, zerstörte mutwillig ihre Zeichnungen und Bastelarbeiten.

Dann kam der Tag, an dem Philipp zum ersten Mal so richtig ausrastete. Er demolierte Spielsachen und schlug andere Kinder. Die Kindergärtnerin weigerte sich, den Bub auch im zweiten Kindergartenjahr zu unterrichten. Schliesslich wurde der rabiante Störenfried versetzt – in einen kleineren Kindergarten, wo er, wie es hiess, «intensiver» betreut werden könne.

Schüler wie Philipp gibt es in jedem Schulhaus. Sie sind renitent, werfen Mobiliar durch das Klassenzimmer, beschimpfen Lehrer und Mitschüler. Andere sind weniger auffällig, sie stören den Unterricht aber auch, etwa durch Zwischenrufe und Umherlaufen. Überall kämpfen Schulen in der Schweiz mit Unruhestiftern im Klassenzimmer.

Etwa ein Fünftel der Kinder ist schwierig zu unterrichten

Wie viele dieser verhaltensauffälligen Schüler die Schulbank drücken, war bislang unbekannt. Jetzt wurde das erstmals für Zürich und Winterthur erhoben. Reto Luder, Professor an der Pädagogischen Hochschule Zürich, führte eine Umfrage bei 450 Mitarbeitern an Schulen durch, darunter 250 Klassenlehrer, die Angaben machten zum Verhalten von 4300 Schülern. Ergebnis: Jeder Fünfte ist verhaltensauffällig. Konkret: «950 Schüler wurden von den Lehrpersonen als auffällig eingeschätzt, das entspricht



22 Prozent», sagt Luder.

Ein weiterer Befund: Für 60 Prozent der Klassenlehrer sind verhaltensauffällige Schüler der grösste Belastungsfaktor. Sie werden als noch strapaziöser empfunden als Schulreformen und Elterngespräche.

Luder kennt die ganze Bandbreite der verhaltensauffälligen Schüler: «Das reicht von Unkonzentriertheit über dauerndes Dreinreden im Unterricht bis zu Extremfällen, in denen Schüler gewalttätig werden.»

Das Problem fängt im Kindergarten an

Bisher vermutete man die Radau-Schüler vor allem auf der Oberstufe. Doch jetzt zeigen noch unveröffentlichte Zahlen aus dem Bildungsdepartement des Kantons Genf ein anderes Bild: Die Meldungen von Schulen über «gewalttätiges, aggressives und obstruktives Verhalten», die zwischen August 2018 und April 2019 eingingen, betrafen häufiger Vierjährige als 13- bis 14-jährige Schüler.

Auch in anderen Kantonen wie Basel-Stadt und Zürich sitzen schon in den Kindergärten und Primarschulen kleine Radau-Schüler. Bei der Freiwilligen Schulsynode Basel-Stadt, dem Verband der Basler Lehrer, stellt man eine Zunahme von Respektlosigkeit gegenüber den Lehrern fest, bei jüngeren Schülern sei das ein neues Phänomen.

Ähnliches beobachtet Ursina Zindel, Präsidentin des Verbands Kindergarten Zürich. «Die Kinder sind heute viel Aufmerksamkeit gewohnt. Wenn sie im Kindergarten plötzlich eine Lehrperson mit 20 anderen Kindern teilen müssen, sind sie überfordert.» Dann fallen manche Knirpse mit störendem Verhalten auf. Typische Beispiele: «Die Kinder können kein Nein akzeptieren, zerstören mutwillig Dinge, wollen die Regeln nicht einhalten und plagen andere Kinder, verbal und körperlich», sagt Zindel

Das Problem der «digitalen Demenz»

Das Problem fängt im Kindergarten an – und zieht sich dann durch alle Schulstufen. In Basel meldeten sich gleich mehrere Primarlehrerinnen beim Rechtsdienst der Schulsynode. Der Grund: Schüler hätten sie beleidigt, getreten und gebissen.

«Die Zahl der Vorfälle mit verhaltensauffälligen Kindern ist in den letzten Jahren stark gestiegen», sagt Jean-Michel Héritier, Präsident der Basler Schulsynode. Er bestätigt den Befund der Zürcher Untersuchung. «Heute ist bereits etwa ein Fünftel aller Schüler im Kindergarten und in der Primarschule sehr anspruchsvoll zu unterrichten.»

Die Zunahme habe verschiedene Gründe. Laut Héritier ist sie einerseits darauf zurückzuführen, dass die Kleinklassen für verhaltensauffällige Schüler vor acht Jahren aufgehoben wurden, diese Kinder sind seither in normalen Regelklassen untergebracht. Es liege aber auch daran, sagt Héritier, «dass wir heute mehr Kinder in der Schule haben, die zu Hause zu wenig betreut sind.»

Das betreffe vor allem bildungsferne Familien. «Man spricht hier von «digitaler Demenz». Diese Kinder verbringen zu viel Zeit vor dem Bildschirm und zu wenig mit Gleichaltrigen.» Die Folge seien eine geringe Frustrationstoleranz und Konzentrationsschwächen. «Im Klassenverband sind diese Kinder sozial und emotional schnell überfordert und reagieren oft aggressiv.»

Die Schule muss sich den Schülern anpassen

Wie viele Mitschüler, Lehrer und Eltern unter Problemschülern leiden, die den Unterricht lahmlegen, ist zahlenmässig kaum zu erfassen. Einen Hinweis liefern Zahlen aus dem Kanton Zürich. 2017 erfüllten demnach 5674 Schüler die normalen schulischen Anforderungen nicht und bekamen sonderpädagogische Förderung – wegen Lernstörungen,



auffälligen Verhaltens oder einer Behinderung. 2940 dieser Schüler waren in normalen Regelklassen untergebracht. Mehr als die Hälfte.

Als besonders belastend gelten vor allem die Schüler mit «emotionalem und sozialem» Förderbedarf, wie Verhaltensauffällige im Fachjargon genannt werden. Lehrer erzählen von Kindern, die den Tag unter dem Pult verbringen, fluchen, freche Antworten geben, den Unterricht mit nervtötendem Dauergelärm lahmlegen, ständig quasseln. Oder wegen einer schlechten Note den Stuhl durch das Zimmer werfen und einfach davonlaufen, wenn ihnen etwas nicht passt.

2004 trat in der Schweiz das Behindertengleichstellungsgesetz in Kraft. Damals gab die Bildungspolitik unter dem Stichwort «Inklusion» ein grosses Versprechen ab: Alle Kinder, egal, wie verschieden sie sind, sollen im regulären Schulsystem einen Platz finden – unabhängig von Behinderungen, psychischen Problemen, Lernschwierigkeiten und Verhaltensstörungen. Aber in der Praxis stösst das Schulsystem an Grenzen: wenn ein Kind besonders grosse Freiräume und die ungeteilte Aufmerksamkeit des Lehrers braucht. Wenn sich eine Schule den Bedürfnissen des Kindes anpassen müsste – statt umgekehrt.

In der Deutschschweiz sind Verhaltensauffällige längst ein Thema – in der Westschweiz merken die Behörden erst jetzt, dass die Integration der kleinen Wutbürger für viele Pädagogen das Problem Nummer eins ist.

Eine kleine Zahl von Kindern, stellt man in den Schulämtern fest, beschäftigt eine grosse Zahl von Erwachsenen. Verhaltensauffällige Schüler generieren eine explosionsartige Zunahme von Sitzungen mit den Eltern, Schulleitern, Psychologen, Logopäden, Schulsozialarbeitern. In Extremfällen sitzen mehr als 15 Leute am Tisch.

Basel-Stadt greift wieder auf Einführungsklassen zurück

An praxistauglicher Unterstützung mangle es oft, klagen Lehrerverbände. «Es gibt noch immer viele Schulen, an denen die Lehrer mit solchen Kindern alleingelassen werden», sagt Héritier von der Basler Schulsynode.

Richten sollen es die Heilpädagogen. Doch davon gibt es viel zu wenige. Im Kanton Zürich etwa kommt in der Regel eine Heilpädagogin auf acht Klassen. Bei einem Pensum von 24 Lektionen sind das drei Stunden pro Klasse, in der oft mehrere Schüler mit besonderem Betreuungsbedarf sitzen.

Im Vergleich zu den Kleinklassen sind die Möglichkeiten einer Heilpädagogin beschränkt – wenn wieder ein Konflikt ausbricht, ist sie oft gerade nicht da. Die Kleinklassen, sagen Kritiker, wurden vorwiegend aus dogmatischen Gründen aufgelöst. Devise: Kein Kind darf ausgegrenzt werden.

Mehr Heilpädagogen, mehr Spezialisten, mehr Sondersettings, mehr Geld – kann das wirklich die Lösung sein?

Erste Kantone reagieren und gleisen Massnahmen auf, um die Schulen zu entlasten. In Basel-Stadt soll es künftig wieder Einführungsklassen geben für Kinder, die noch nicht bereit sind für die Schule. Baselland baut das Sonderschulangebot aus – und schafft mehr Plätze für verhaltensauffällige Kinder.

Problemschüler – fünf Beispiele

Fall 1 Der Störenfried

Ein Primarschüler in Zürich vertreibt sich die Zeit damit, den Unterricht zu stören. Er steht auf, geht im Klassenzimmer herum, wirft kleine Gegenstände herum und unterhält sich mit



Mitschülern, während der Lehrer den Unterrichtsstoff erklärt. Oft meldet er sich unaufgefordert zu Wort und dann mit Beiträgen, die nichts mit dem gerade behandelten Thema zu tun haben. Anweisungen missachtet er konsequent – wird er zurechtgewiesen, wird er frech oder fängt an zu weinen.

Fall 2 Der Schläger

Ein Fünfjähriger besucht den Kindergarten in einem Vorort von Genf. Wiederholt schlägt er seine Lehrerin und beleidigt weitere Betreuungspersonen. Er flippt immer wieder aus, verlässt das Klassenzimmer, wann es ihm passt, und droht sogar damit, die Lehrer anzuzeigen. Die Situation beruhigt sich erst, als ein Trupp von Spezialisten zusammengeschickt wird, der sich mit dem Buben beschäftigt.

Fall 3 Der Asoziale

Ein Primarschüler, der in Zürich zur Schule geht, ist bei seinen Mitschülern gefürchtet, wenn es um Gruppenarbeiten geht. Ständig will er seine Vorstellungen durchsetzen und ist zu keinen Kompromissen bereit. Auch sonst streitet er sich häufig und greift dabei auf ein Standardvokabular von Schimpfwörtern zurück. Immer wieder provoziert und beleidigt er seine Mitschüler, manchmal wird er tätlich. Der Lehrer holt Unterstützung bei Experten für Verhaltensauffällige.

Fall 4 Die Nervensäge

An einer Schule, die in einer reichen Gegend liegt, treibt ein Siebenjähriger seine Lehrerin mit ständigen Krisen und Derbheiten ans Limit. Den Buben in eine Sonderschule zu schicken, ist unmöglich: Schulleitung und Eltern sind dagegen. «Dieser Schüler nimmt Tag für Tag meine ganze Aufmerksamkeit in Beschlag, und nichts passiert», sagt die Lehrerin. Was sie tun könnte, um ihn zu erreichen, weiss sie nicht: Die medizinisch-pädagogische Diagnose ist für sie geheim.

Fall 5 Der Randalierer

An einer Deutschschweizer Schule kommt es regelmässig zu Sachbeschädigungen und lautstarken verbalen Entgleisungen. Immer ist es der gleiche Junge, der austickt. Er schubst die anderen Schüler herum, zieht sie an den Haaren, schlägt sie. Wenn er einen schlechten Tag hat, wirft er das Mobiliar durch die Gegend, es kommt zu unkontrollierten Gewaltausbrüchen. Der Lehrer muss externe Fachleute beiziehen, um die Situation zu beruhigen.

Auch Schüler mit einer Depression sind ein Problem

SonntagsZeitung 28.4.2019, N. Pastega, S. Besson

Forscher sehen den Begriff «Verhaltensauffälligkeit» als Verharmlosung.

Zürich/Lausanne Laut einer aktuellen Lehrerbefragung in Zürich und Winterthur sind über 20 Prozent der Schüler verhaltensauffällig. Mehrere internationale wissenschaftliche Untersuchungen bestätigen diesen Befund: Einer von fünf Schülern bringt ein problematisches Verhalten mit: Diese Kinder und Jugendlichen sind renitent, stören den Unterricht, stellen Mitschüler und Lehrer bloss. In Extremfällen sind sie gewalttätig. Andere dagegen, auch das gilt als Verhaltensauffälligkeit, ziehen sich zurück, versinken in Schweigen und Depression.

Gemäss Stephan Eliez, Direktor des Medizinisch-Pädagogischen Instituts an der Universität Genf, betrifft das aggressive Verhalten «15 Prozent der Kinder – dieser Anteil ist ziemlich stabil». Damit sassen in jeder Schulklasse rein rechnerisch bis zu drei Radau-Kinder, die eine spezielle Betreuung brauchen – und wenn sie ausrasten, den Unterricht



sprengen können.

Wissenschaftler debattieren bereits darüber, ob der Begriff «Verhaltensauffälligkeit» dem Problem überhaupt gerecht wird – oder es eher verharmlose. Einige ziehen es vor, von «Verhaltensstörung» zu sprechen.

Indikatoren legen nahe, dass die Zahl der Problemkinder steigt. Im Kanton Zürich nahmen Sonderschüler zwischen 2010 und 2017 um 40 Prozent zu. Dazu zählen Kinder mit Behinderungen, Lernschwierigkeiten oder Verhaltensauffälligkeiten. Viele werden in den normalen Regelklassen unterrichtet. Ähnlich ist der Trend in anderen Kantonen.

Der sonderpädagogische Förderbedarf ist gross

Die Bildungspolitik hat unter dem Stichwort «Inklusion» ein umfassendes Versprechen abgelegt: Alle Kinder sollen ihren Platz in einer Schweizer Regelschule finden – unabhängig von einer Behinderung, einer Lernschwäche oder einer Verhaltensstörung. Die Schule soll allen gerecht werden.

Seither ringen die Schulen in der Schweiz damit, diesen Anspruch in die Wirklichkeit zu überführen. Zehntausende Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf müssen integriert werden – die wenigsten von ihnen sitzen im Rollstuhl. Die meisten haben eine Lernbehinderung oder die Diagnose: Störung der «emotionalen und sozialen» Entwicklung – eine andere Bezeichnung für Verhaltensauffälligkeit. Wie viele Schüler, die den Unterricht nicht aus eigener Kraft bewältigen können, landesweit in den Regelklassen sitzen, ist unklar. Entsprechende statistische Erhebungen haben die Kantone längst angekündigt – sie liegen bis heute nicht vor.

Es braucht wieder Kleinklassen

SonntagsZeitung 27.4.2019, Arthur Rutishauser, Chefredaktor Tamedia

Das Ziel der «Inklusion» führt in den Schulen zu ideologischen Leerläufen.

Es ist gar noch nicht so lange her, da sonderte man Menschen mit Handicaps aus dem Leben aus und machte sie für die Gesellschaft quasi unsichtbar. In den 80ern des letzten Jahrhunderts wurden sie endlich eingegliedert. Eine ganze Betreuungsindustrie kümmerte sich nun plötzlich um sie. Eingliederungsstätten, Ausbildungsheime und Wohnzentren führten allerdings in der Praxis eher zu einer industriell perfektionierten Aussonderung statt zur «Eingliederung».

Dann bekam 2004 das Ziel der Integration mit dem Behindertengleichstellungsgesetz endlich eine praktische Bedeutung. Das Gesetz «hat zum Zweck, Benachteiligungen zu verhindern, zu verringern oder zu beseitigen, denen Menschen mit Behinderungen ausgesetzt sind». Das hat im öffentlichen Verkehr dazu geführt, dass die Schwellen und Treppen beim Einstieg endlich abgeschafft wurden, wofür heute auch Eltern dankbar sein dürften, wenn sie ihren Kinderwagen ins Tram schieben.

Eine Störung der «emotionalen und sozialen» Entwicklung

Aber das Gesetz geht noch viel weiter, als dass es einige bauliche Selbstverständlichkeiten zur Vorschrift macht – es gilt auch für die Aus- und Weiterbildung. Die Idee schien bestechend: Wenn man bei den Kindern anfängt, dann ist das Problem in spätestens einer Generation vom Tisch und «Inklusion» statt «Exklusion» ist die neue Realität. Nur, wie so oft, es wurde komplizierter als gedacht. In den Schulen fiel die



Umsetzung des Gesetzes zusammen mit einer Vielzahl von Reformen, die die Chancengleichheit erhöhen und die Ausgrenzung von schwachen Schülern eliminieren wollten.

Jeder Kanton, ja mancherorts jede Gemeinde, erfand dazu sein eigenes System. Aber alle landeten bei demselben Problem: Zehntausende Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf sollten integriert werden. Die wenigsten von ihnen sitzen im Rollstuhl, sondern sie sind verhaltensauffällig, haben also eine Störung der «emotionalen und sozialen» Entwicklung, wie es so schön bürokratisch verharmlosend heisst. Im Klartext: Sie stören im Unterricht, sei es nun bei den Kleinen oder bei den Grossen.

Und darum entsteht die nächste Betreuungsindustrie, jene für die verhaltensauffälligen Schüler. Diese brauchen ein Sondersetting, bestehend aus unzähligen Sitzungen mit Schulpsychologen, Schulsozialarbeitern, Fachleuten für Gewaltprävention, Heilpädagogen und natürlich Lehrern, Schulvorstehern und Eltern. Das ist ein höchst ineffizienter, oft ideologisch begründeter Leerlauf, fern vom gesunden Menschenverstand. Es braucht hier einen Schritt zurück, und es müssen wieder mehr Kleinklassen für verhaltensauffällige Kinder geschaffen werden. Das nützt allen, auch den Schülern der Regelklassen, die auf einen guten Unterricht angewiesen sind.

Eltern, Lehrkräfte, Schulen – alle sind gefordert

SonntagsZeitung 5.5.2019, Leserbriefe

Das Ziel der «Inklusion» führt zu ideologischen Leerläufen/ Jedes fünfte Kind stört den Unterricht, SonntagsZeitung vom 28.4.2019

Sie sagen es richtig: Die ganze «Betreuungsindustrie» besteht aus einem ineffizienten, oft ideologisch begründeten Leerlauf, fern vom gesunden Menschenverstand. Und die von offizieller Seite wider besseres Wissen gepriesene gute «Begleitung» schwieriger Kinder in Normalklassen durch Heilpädagoginnen ist ein doppelter Betrug an den Eltern. Erstens sind längst nicht genügend solche speziell ausgebildeten Pädagoginnen vorhanden, weshalb die fehlenden Fachleute notgedrungen durch nicht qualifizierte Lehrpersonen ersetzt werden müssen – so man denn solche überhaupt findet. Und zweitens sind es meist nur ganz wenige Lektionen, in denen eine Heilpädagogin oder deren Ersatz anwesend ist. Von Dauerbegleitung, wie viele Eltern meinen, keine Spur. In den weitaus meisten Lektionen sind die Klassenlehrerinnen mit der Klasse und den schwierigen Kindern allein. Und das bedeutet dann für die Randalierer eben «Bahn frei» für Radau, Allotria und Störaktionen.

Vera Diaz, Zürich

Kernkraftwerke werden stillgelegt, betonierte Flussläufe renaturiert und Medikamente zurückgezogen, wenn Fachwelt und Politik erkennen, dass der Schaden grösser ist als der Nutzen. Eingeständnisse mit Vollbremsung und Rückwärtsgang zeugen von Grösse und Verantwortungsbewusstsein; In der Bildungspolitik fehlt aber die Tradition einer ehrlichen Neubewertung. Politiker empfinden ein Rückkommen auf einen früheren Entscheid als Gesichtsverlust. Als Pädagoge und praktizierender Schulpsychologe hatte ich täglich mit schulisch gebeutelten Kindern zu tun. Als teilnehmender Beobachter an der Schnittstelle von Theorie und Praxis der Pädagogik gewinnt man den Eindruck, nicht die Schule an sich sei das Problem, sondern die hochfrequenten Lösungsversuche. Beispielsweise wurde im Kanton Zürich kurz nach der Abschaffung von Klein- und Sonderklassen und der Einführung des Integrationskonzeptes auf Druck von Schulpraxis und Politik mit Millionenaufwand das Nachbesserungsprodukt «Integrative Sonderschulung als Einzelfalllösung» (ISE) nachgeliefert und kurz darauf in ISR (IS in der Kompetenz der



Regelschule) überführt. Rasch zeigte sich, dass dieser Lösungsversuch mit einer Mehrzahl von Fachkräften im Klassenzimmer zu einer dysfunktionalen Betriebsamkeit und Unruhe im Schulzimmer führte. Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, wurde kurz darauf das Projekt «Fokus Starke Lernbeziehungen» lanciert: Zwei Lehrpersonen mit einem leicht erhöhten Arbeitspensum übernehmen alle Zusatzaufgaben zur Förderung von Kindern mit besonderen Bedürfnissen (Hochbegabte eingeschlossen), ohne über die dafür notwendigen Kompetenzen zu verfügen. Dass ein Zusammenhang zwischen der Addition erfolgloser Lösungsversuche und der gesamtschweizerischen Verdoppelung der Bildungsausgaben für die Sonderschulung innerhalb von zehn Jahren bestehen könnte, wurde bislang von der Bildungspolitik ausgeblendet.

Roland Käser, Russikon ZH

Mit Ihrer Doppelseite zur «Inklusion» sprechen Sie mir aus der Seele. Danke. Es braucht unbedingt wieder Kleinklassen beziehungsweise Einführungsklassen. Nur so kann die Regelschule wieder der Mehrheit der Kinder gerecht werden. Endlich hat einmal jemand den Mut, das Thema aufzugreifen, ohne die Lehrer und Lehrerinnen als «Jammeri auf hohem Niveau» darzustellen.

Gabriela Haudenschild, Bern

In dieser Darstellung wird das Hauptproblem in den Volksschulen übergangen: Das sind die unsäglich vielen Teilzeitstellen in diesem Jahrgangsklassensystem. Dabei sind dann die, die einfach ein paar Stunden machen wollen, etwas dazuverdienen, Freizeit füllen, Rosinen picken und eine selbstverständliche Selbstbedienungsmentalität leben. Warum nur wird immer über schlechte, renitente und auffällige Schüler und Schülerinnen geschrieben? Warum werden nicht mal endlich unfähige Lehrpersonen und Schulleitungen angeprangert, ohne die es 90 Prozent dieser Auffälligkeiten gar nicht gäbe? Weil es dann diese Milliarden vernichtende Unterstützungsindustrie nicht mehr bräuchte und man das Geld in brauchbare Schulhäuser und Lehrerlöhne investieren könnte, um wieder mehr Männer in diesen tollen Beruf zu bringen? Übrigens ist diese realitätsfremde, weil politisch und «erziehungswissenschaftlich» aufgezwungene Art von Integration und Inklusion mit Jahrgangsklassen schlicht unmöglich.!

Konrad Kais, Heiligkreuz SG

Chancengleichheit war das Ziel der Integration jeden Kindes in eine Normalklasse. Kinder mit einem Handicap, sei dies geistig, psychisch, physisch oder verhaltensmässig bedingt, brauchen Unterstützung von einer Fachperson, sind somit während des Unterrichtes ein Sonderfall, fühlen sich ausgeschlossen vom normalen Betrieb. Von Chancengleichheit kann keine Rede sein. In einer Kleinklasse aber, wo jedes Kind Unterstützung braucht, existiert Chancengleichheit. Zudem kann in einer Kleingruppe jedes Kind seinen Bedürfnissen gemäss gefördert werden, wie es in einer Normalklasse nie möglich ist. Geben wir jedem Kind seine Chance. Dem lernwilligen in einer Normalklasse, dem Kind mit besonderen Bedürfnissen in einer Kleinklasse. Denken wir an das Wohl der Kinder und verabschieden uns von Ideologien.

Susi Natsch, Herrliberg ZH

Zurück zu den alten Kleinklassen, nein danke. Anpassungen an das Entwicklungsalter, ja gerne. Inklusion: Alle Kinder sollen ihren Platz an unserer Volksschule finden, unabhängig von einer Behinderung, einer Lernschwäche oder einer Verhaltensstörung. Tatsächlich treiben uns die jungen, verhaltensauffälligen Kinder mit einer Störung der emotionalen und sozialen Entwicklung um und nicht die behinderten oder lernschwachen Schülerinnen und Schüler. Als Schulpsychologin fällt mir auf, dass die Kinder wegen des einheitlichen Schuleintrittes (Harmos) immer jünger werden, jedoch die Schule sich dieses Umstandes wenig bewusst zu sein scheint. So starten bereits Vierjährige im Kindergarten, und nicht alle können die an sie gestellten Erwartungen erfüllen. Also müssten die Erwartungen der



Schule an die noch jungen Kinder dringend angepasst werden, weil sonst Überforderungssituationen entstehen. Durch die Nicht-Berücksichtigung des kindlichen Entwicklungsstandes werden die Kleinen in ihren natürlichen sozial-emotionalen Entwicklung gestört und werden so ihrerseits zu Störern und Störerinnen.

Catherine Paterson, Zürich

Zwei volle Seiten lang lese ich von aggressiven, verhaltensgestörten, gewalttätigen Schülern, sprich Kindern. Und dies schon im Alter von vier Jahren. Man spricht von Massnahmen, von falschen Beschlüssen im Schulwesen, von fehlenden Heilpädagogen, Psychologen und so weiter. Mit keinem Wort wird erwähnt, dass der Grundstein der Erziehung auch heute immer noch im Elternhaus gelegt wird. Sind es wirklich vor allem Kinder aus sozial schwachen Schichten, die sich nicht einfügen können? Warum spricht man nicht von Kindern unserer Wohlstandsgesellschaft, denen niemand ein Nein entgegengesetzt? Wie soll ein Kind ein Nein der Lehrerin verkraften, wenn es zu Hause kein Nein gibt? Wenn sein Wille und Wunsch immer Priorität hat und es so aufwächst, als sei es der Nabel der Welt? Warum reden wir nicht von den Eltern dieser Kinder?

Heidy Mayer, Winterthur

Eine ausgezeichnete Bestandesaufnahme in Sachen integrativer Unterricht. Meines Erachtens sollten die Lehrervereine und die Stufenorganisationen den bedauernswerten Lehrpersonen mit renitenten und schwierigen Kindern viel wirksamer beistehen. Und gerade die Gewerkschaften hätten die Wiedereinführung von Kleinklassen zuoberst auf ihre Fahnen zu schreiben. Das Lehrpersonal darf es sich nicht bieten lassen, dass trotz verzweifelter Lage in einem Klassenzimmer Schulleitungen und Schulpräsidien einfach untätig und hilflos zusehen. Stark störende Kinder sind sofort aus den Normalklassen weg zu versetzen, und zwar in neu einzurichtende Kleinklassen oder nötigenfalls Sonderschulen. Auch Chefredaktor Arthur Rutishauser erachtet spezielle Abteilungen als unbedingt erforderlich – allenfalls müssen halt nun Gemeinden von sich aus aktiv werden. Und man denke daran: In den kommenden Jahren mit Schülerboom wird es viele zusätzliche Lehrpersonen brauchen, das ganze Integrationsfiasko ist aber äusserst schlechte Propaganda in Sachen Rekrutierung für den Lehrerberuf.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Diese Entwicklung ist ein Abbild unserer Gesellschaft, in der der Einzelne wichtiger ist als die Allgemeinheit. Das «Menschenrecht» eines Schwerverbrechers wird immer öfter dem Recht des «Volkes» übergeordnet. Das wiederum führt zu Egoismus, Rücksichts- und Verantwortungslosigkeit. Passiert etwas, sind die anderen schuld. Schwere Kindheit, ungeeignetes Umfeld, unfähige oder sogar missbräuchliche Eltern werden als Verteidigung von überbezahlten «Rechtsverdrehern» ins Feld geführt. Jetzt muss die Gesellschaft wohl oder übel in Form von Spezialklassen schon Primarschülern richtiges Verhalten lehren, weil ihre Eltern dieses schon nicht mehr gelernt haben. Wer heute noch nicht erkannt hat, dass unsere «fortschrittliche Gesellschaft» im höchsten Masse dekadent ist, muss sehr jung, sehr vergesslich oder sehr blind sein. Antiautoritäre Erziehung und Entwicklung ohne Grenzen der 70er- und 80er-Jahre lassen grüssen.

Mark Gasche, Kirchberg BE

Es ist ja schon bemerkenswert, wenn Dozenten pädagogischer Hochschulen statistische Erhebungen über untragbare Schüler vornehmen, die heute mehr als einen Fünftel der Klassenbestände ausmachen, selber aber seit Jahrzehnten zusammen mit den Schülern diese vorzeitige Scheinintegration von geistig behinderten, retardierten und verhaltensauffälligen Schülern gefordert und vertreten haben. Aber eben, solche Erhebungen machen offenbar die Forschung aus, dass man sich Hochschule nennen kann, statt an diesen Ausbildungsstätten Lehrkräfte auszubilden, die imstande sind, auch schwierigen Situationen standzuhalten. Zudem war es ein Irrweg, ausgesprochen schwierige und geistig behinderte Kinder einfach in Regelklassen unterzubringen, in



denen sie von Anfang an überfordert sind und keine adäquate heilpädagogische Förderung im Gruppenverband erhalten. Aber jene Heilpädagogen, die sich zuvor über einige Zeit im Regelunterricht bewährt hatten, bevor man sie für geeignet fand, eine heilpädagogische Zusatzausbildung zu absolvieren, sind eben schlicht nicht mehr vorhanden. Die Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik nimmt Maturanden ohne jede schulische Praxis auf und bereitet diese nur auf die begleitende Einzelförderung vor, was bei den genannten ausgesprochen schwierigen und schwachen Schülern nahezu wirkungslos ist. Ja, man muss wieder Kleinklassen einführen. Aber wenn es keine Heilpädagogen mehr gibt, die in solchen Klassen kompetent erziehen und unterrichten können, ist diese Korrektur des Unterrichtswesens auf der Primarschulstufe einfach nicht möglich. Vielleicht müssen wir wieder von vorn beginnen mit pädagogischen Naturtalenten, wie sie sich vor bald hundert Jahren der behinderten und schwierigen Kinder annahmen, deren Förderung man damals für aussichtslos gehalten hatte.

Peter Schmid, Frauenfeld

Es braucht wirklich ein Umdenken, einen Schritt zurück aus diesem ineffizienten, oft ideologisch begründeten Leerlauf fern vom gesunden Menschenverstand. Es müssen unbedingt wieder mehr Kleinklassen geschaffen werden, denn die «normalen» Kinder in den Regelklassen haben auch ein Anrecht darauf, gefördert zu werden. Wo bleiben sie, wenn die Lehrperson dauernd beschäftigt ist mit den Verhaltensauffälligen? Es ist ja kein richtiger Unterricht möglich und es kommen alle zu kurz, auch die Störenfriede, denn sie erhalten immer nur auf der negativen Seite Beachtung. Wir hoffen sehr, dass bald das nötige Umdenken stattfinden wird. Wir brauchen doch gut ausgebildete junge Menschen, die in unserer Gesellschaft tragende Säulen sein werden.

Erika und Jürg Mühlethaler, Wil SG

Die Thematik hat mich sehr angesprochen. Es ist ja bekannt: Viele Kinder geben schnell auf ohne direkte Ansprache, persönliche Anleitung und kleinschrittige Strukturierung, die ihnen Erfolgserlebnisse beim Lernen ermöglicht. Ebenso wichtig sind das Setzen von Grenzen und das Vermitteln klarer Regeln, gerade am Anfang der Schulzeit. Ohne das sind viele nicht angesprochen, stolpern über kleine Hindernisse und schlagen bald einmal einen negativen Weg ein, provozieren, verweigern und so weiter. Auch das Auskommen mit den Schulkollegen ist nicht selbstverständlich und muss von Anfang an angeleitet werden. In einer grösseren Klasse all das in den Unterricht zu integrieren, mit der ganzen Persönlichkeit jede Sekunde präsent zu sein, jederzeit irgendwelche Störaktionen am besten vorauszuahnen, alle positiv im Auge zu haben und dabei auch noch erfolgreich den Schulstoff angepasst zu vermitteln, ist für die Lehrerinnen oder Lehrer ein Kunststück der besonderen Art. Das Stichwort Chancengleichheit kommt mir dabei in den Sinn: Alle zusammenzuwürfeln ist keine Integration, vielmehr brauchen einzelne Kinder mehr Zeit, mehr Aufmerksamkeit, weniger Ablenkung, klarere Regeln, um sich konzentrieren zu können. Ein offenes Angebot gibt gerade nicht allen die Chance, erfolgreich voranzukommen. Die ungeteilte Zeit und Person der Lehrperson ist der Wirkfaktor für die Entwicklung jedes Schulkindes, besonders am Schulanfang. Wieder mehr Kleinklassen, speziell die Einschulungsklasse, nützt allen, auch den Schülern von Regelklassen, die auf einen guten Unterricht angewiesen sind.

Renate Dünki, Oberwangen TG



Früh einfangen

SonntagsZeitung 5.5.2019, TinaHuber

Das Streben nach Chancengleichheit erreicht die Kleinsten: Schon Babys und Kleinkinder sollen im grossen Stil gefördert werden – vom Staat

Die einen sagen: Lasst die Kinder Kinder sein! Die anderen fragen: Wo bleiben die Eltern? Wir wollen keine Staatskinder! Christine Meier sagt: «Je mehr Institutionen am Kind herumtherapieren, desto teurer wird es am Ende.» Sie baut vor Yahya, 20 Monate alt, leere Konfigläser auf. Dann schüttet sie farbige Spielsteine auf den Teppich und zeigt dem Buben, wie er sie einfüllt. Die roten in ein Glas, die grünen in ein Glas. Er greift beherzt zu, ohne Rücksicht auf Farben.

Yahyas Privat-Spielstunde ist Teil dessen, was eine breite Allianz aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft derzeit stark ausbauen will: Frühförderung. Und von dem andere finden: unnötig. Zu teuer. Lange verstand man unter Chancengleichheit Dinge wie kostenlose Vorbereitungskurse fürs Gymnasium. Damit ein begabtes Kind die Matura machen kann, auch wenn in der Familie kein Geld für teure Privatnachhilfe da ist.

In den letzten Jahren hat man erkannt, dass das nicht reicht. Denn die Basis dafür, ob ein Mensch später Arzt oder arbeitslos wird, wird meist viel früher gelegt: in den ersten vier bis fünf Lebensjahren.

In der Hoffnung, alle Mädchen und Buben mit gleichen Chancen ins Leben zu schicken, verlagern sich die Bemühungen nun ins Vorschulalter. Und aus einer pädagogischen ist längst eine politische Frage geworden: Wie sehr ist der Bildungserfolg unserer, Kinder Staatsaufgabe?

Manche Vierjährige haben noch nie eine Schnecke gesehen

Auf dem Wohnzimmerboden in Rheinfeldern AG ist Politik weit. weg: Yahyas Eltern, beide vor rund fünf Jahren aus Äthiopien geflüchtet, knien neben ihrem Sohn. Die Stube ist sparsam eingerichtet; im Fernseher, auf lautlos gestellt, vergibt Manchester United die Führung, ein: Plastik-Orangenbaum trägt Früchte. Meier erklärt der Mutter, mit den Spielsteinen könne sie ihrem Kind gleich die Farben beibringen. «Aber ich kenne nicht alle Farben auf Deutsch», wendet diese ein. «Macht nichts, in deiner Sprache ist auch gut», sagt Meier.

Während eineinhalb Jahren besucht sie die Familie erst wöchentlich, dann vierzehntäglich. Meistens bringt sie ein Spiel mit, zeigt den Eltern, wie sie ihr Kind anregen können, begleitet sie in die Bibliothek, ermuntert sie, auf den Spielplatz zu gehen. «Leiterli» heisst das Rheinfelder Programm für sozial belastete Familien. Es orientiert sich am etablierten Frühförderungskonzept «Schrittweise», das mehrere Schweizer Städte und Gemeinden übernommen haben.

Fällt das Stichwort Frühförderung, denken viele an Kinderschach und Tiger-Moms. Falsch sagt Meier: «Es geht vor allem um jene, die in ihrer Entwicklung benachteiligt oder gefährdet sind. Sie dürfen nicht den Anschluss verpassen, noch bevor sie im Kindergarten sind.» Die Programmleiterin, sie führt auch eine eigene Krippe, erzählt von Vierjährigen, die noch nie eine Schere in den Händen gehalten haben. Nie eine Schnecke gesehen haben. Von Eltern, die nicht wissen, dass sie mit ihrem Kind spielen sollen.

Ein weiteres Missverständnis: Frühförderung gleich Deutschkurse. Ein Migrantenproblem. Doch Meier begleitet auch Alleinerziehende oder psychisch belastete Familien. Und soziale und motorische Basics - etwa: mal warten, das Gspändli vorlassen - kommen auch in Akademiker-Familien immer öfter zu kurz.



Den «Unfall der Geburt» im falschen Milieu beheben

Studien zeigen, dass sich der Bildungsrückstand eines Kindes mit jedem Schuljahr vergrössert. «Darum ist der erste Übertritt, die Einschulung, so wichtig»; sagt Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm. Den «Schonraum der frühen Kindheit» gebe es nicht mehr.

Doch derzeit ist die Schweizer Förderlandschaft vor allem eines: ein riesiges Flickwerk. Zahlreiche Kantone und Gemeinden haben in den letzten Jahren Konzepte erarbeitet, es gibt Elternkurse, Spielgruppen, Lernprogramme – aber keine nationale Strategie. Mitte April hat die nationalrätliche Bildungskommission nun einen Meinungsumschwung hingelegt: Sie unterstützt einen Vorstoss von SP-Nationalrat Matthias Aebischer, der verlangt, die Förderung der Kleinsten ab Geburt gesetzlich zu verankern. Auch Bundesgelder in Millionenhöhe für kantonale Angebote stehen zur Debatte.

Anfang Jahr hatte schon die Schweizerische Unesco-Kommission eine «Politik der frühen Kindheit» gefordert. Dahinter stehen auch volkswirtschaftliche Überlegungen: Je früher Massnahmen ansetzen, desto rentabler sind sie, das zeigen Studien. Weil sehr kleine Kinder rasch lernen - und weil der Schulpädagoge später viel teurer käme, «Catch 'em young» («Fangt sie früh ein»), schrieb der amerikanische Wirtschaftsnobelpreisträger James Heckman einmal in einem Artikel: Die Gesellschaft dürfe nicht zu lang damit warten, den «Unfall der Geburt» auszumerzen. Der staatliche Effort für die frühe Förderung ist deshalb auch eine Art Kosten-Nutzen-Rechnung: Lieber lässt man sich den Bürger am Anfang seines Lebens etwas kosten, als ihn später etwa als Sozialhilfebezügler durchzubringen.

Das Angebot ist riesig, eine ganze Industrie hat sich um die Bildung der Kleinsten gebildet. Doch bei den grossen Hoffnungen, die viele in die Frühpädagogik setzen, geht gern vergessen: Auch die grösste Fördermaschinerie kann eines nicht ersetzen - die Familie. Sie hat den mit Abstand grössten Anteil daran, mit welchem Rucksack ein Kind seine Schullaufbahn startet. Ihr Einfluss sei «überragend», sagt Stamm. Sie zeigte 2013 in einer Studie an 300 Familien, dass die externe Betreuung einen unerwartet geringen Einfluss auf das Kind hat. Zumindest wenn es in ein behütetes Umfeld hineingeboren wird. Am meisten profitieren benachteiligte Kinder von Kitas und Spielgruppen.

Heisst: Unter normalen Umständen braucht ein Kind keine speziellen Kurse. Stamm sagt: «Das freie Spiel ist die beste Frühförderung. Ausflüge in den Wald und andere Aktivitäten, die alle Sinne anregen, reichen völlig aus.» Das Problem sei, dass viele gut situierten Eltern meinten, ihr Kind müsse unbedingt in eine Kita, damit es gefördert werde. «Sagen zu können, <unser Kleiner geht ins Ballett>, ist eine Art Statussymbol geworden. Weil es als Beweis gilt, dass die Eltern gute Arbeit leisten.»

Schere zwischen benachteiligten und privilegierten Kindern droht sich weiter zu öffnen

Heisst aber auch: Kinder aus belasteten Familien sind doppelt benachteiligt – weil ihnen das anregende Umfeld fehlt und weil sie deutlich seltener Kitas und Spielgruppen besuchen. Im schlimmsten Fall, sagt Stamm, könne der Ausbau der frühkindlichen Bildung dazu führen, dass Töchter und Söhne aus gutem Hause ihren Vorsprung vergrössern und solche wie Yahya durch die Maschen fallen. Wie also stellt man sicher, dass die Richtigen gefördert werden? Das Projekt «Leiterli» in Rheinfelden setzt auf Freiwilligkeit. Anders der Kanton Basel-Stadt, wo die Kleinsten obligatorisch deutschsprachige Kitas oder Spielgruppen besuchen müssen, wenn sie die Sprache nicht beherrschen. «Eigentlich wäre das der richtige Ansatz», sagt Stamm.

Noch aber entscheidet ein geografischer Zufall, ob ein Kind unterstützt wird. Stamm fordert nun Systematik - und mehr Realitätssinn, «Bei aller Notwendigkeit - wir dürfen keine überhöhten Erwartungen haben an die frühe Förderung», sagt sie. «Ein Mensch entwickelt sich ein Leben lang. Wegen eines missglückten Starts ist ein Leben nicht verloren.



Manche finden ihren Weg erst mit 20. Das müssen wir respektieren.» Ausserdem sei es «illusorisch», jetzt einfach nach mehr Kita-Plätzen zu rufen. Besonders die Kinderbetreuungslobby versucht derzeit, den Schwung für ihre Anliegen zu nutzen. Doch es wäre falsch, Frühförderung mit strukturellen Fragen wie Kitas oder Vaterschaftsurlaub zu verknüpfen, sagt Stamm: «So entsteht der Eindruck, jedes Kind müsse in die Kita und Förderung finde nur in Institutionen statt.»

Dabei geschieht sie, eben, vor allem in der Familie. Wie bei Yahya in der Stube. Er greift nach den bunten Ballonen, die Meier mitgebracht hat, grün, blau, rosa. In diesem Alter würden Kinder gerne Dinge mit ihren Händen greifen, erklärt Meier. Der Vater steht auf und kickt seinem Sohn einen Ballon zu. «Du kannst auch einen Ballon aufblasen», ermuntert Meier die Mutter. Und nicht vergessen, nächste Woche sei Familientreff.

Leute wie wir, Daniel, 12 Jahre, Zürich Kreis 6

Tages-Anzeiger Magazin, 27.4.2019, Editorial, Katja Früh

Ich höre im Nebenzimmer meine Mutter weinen. Das hasse ich, ich ertrag das einfach nicht. Ich weiss, dass ich es bin, der sie so unglücklich gemacht hat, und das macht die Sache nicht besser. Jetzt ist sie nicht mehr stolz auf mich, wie früher. Ich habe alles kaputt gemacht, alle ihre Träume. Mein Vater weiss es noch nicht, aber da er nicht mehr bei uns lebt, kann das noch warten. Er hatte sowieso nie eine so hohe Meinung von mir wie meine Mutter. Es wäre natürlich gut gewesen, wenn es geklappt hätte, dann hätte ich ihm was beweisen können, und er hätte sich vielleicht wieder lieber mit mir abgegeben. Philip hat es geschafft, das hätte ich nie gedacht. Haben also all diese Kurse zur Vorbereitung, die er gemacht hat, doch was genützt. Ich bin auch in die Vorbereitung, aber eben in die, die nichts kostet - weil wir nicht so viel Geld haben -, und da sind wir zu viele und wiederholen nur den Schulstoff. Aber an der Prüfung haben sie eben auch Sachen gefragt, die ich nicht in der Schule hatte und darum auch nicht wusste. Meine Mutter hat mir das gar nicht glauben können und gemeint, dass die das gar nicht dürfen, aber das stimmt nicht, sie dürfen das. Sagt jedenfalls mein Klassenlehrer, der auch enttäuscht ist von mir. Er könne sich mich gut als Akademiker vorstellen, hat er einmal bei einem Elterngespräch gesagt, und meine Mutter hat gestrahlt und mich zu Hause ganz fest in den Arm genommen und «mein Akademiker, mein kleiner, süsser Akademiker ...» geflüstert. Ich fand das zwar ein bisschen doof, aber ich habe sie gelassen, weil sie so glücklich war.

Was soll ich nur tun? Ich bin ja eigentlich der Gleiche wie vorher und trotzdem ein ganz anderer. Einer der durch die Gymiprüfung gefallen ist, ein Loser, ein Opfer. Ich könnte es nächstes Jahr noch einmal versuchen, aber dann wird es noch schwerer sein, dann muss der Notenschnitt 4,75 betragen und nicht mehr 4,5. Sie wollen eben nicht mehr jeden Idioten ins Gymi lassen, die Frage ist nur, wer der Idiot ist. Ich oder Philip, der seit Jahren Nachhilfe und drei Kurse für die Vorbereitung bezahlt bekommt und bei dem die Eltern schon Akademiker sind und gar nicht noch einen bräuchten in der Familie.

Wahrscheinlich bin schon ich der Idiot. Ich habe einfach zu viele Träume, das muss ich mir abgewöhnen. Denn Leute wie wir - das hat mein Vater gesagt, als er noch bei uns wohnte -, Leute wie wir sollten nicht nach den Sternen greifen. So ist das nun mal.

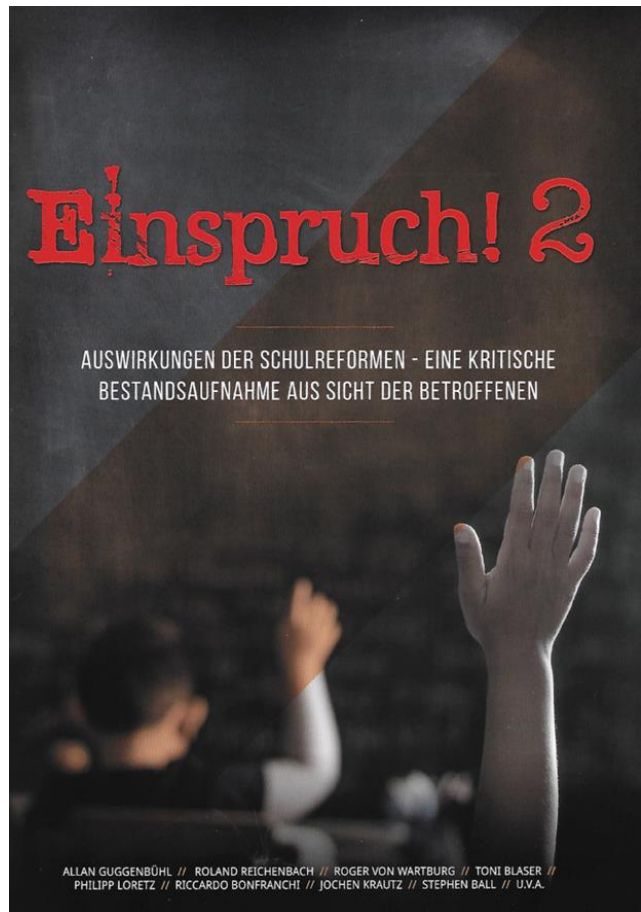
Katja Früh ist Drehbuchautorin und Regisseurin.



Einspruch! 2

Die Broschüre **Einspruch! 2** (64 S.) kann bestellt werden unter: arkadi@bluemail.ch.

- pro Broschüre 7 Fr. + Versandkosten,
- ab 10 Exemplaren je 5 Fr. + Versandkosten





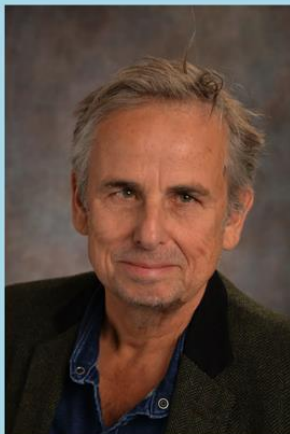
Veranstungshinweise

18.Mai 2019, Bildungsperspektiven Condorcet

Wir sind startklar und laden Sie herzlich ein zur Aufschaltung des neuen Bildungsblogs

Bildungsperspektiven Condorcet

**Samstag, den 18. Mai 2019
14.00 - 17.00 Uhr
in der Welle 7
Bern**



**Alain Pichard, Lehrer,
Biel**

moderiert den Anlass



**Bernard Schneuwly,
professeur honoraire
der Universität Genf**

„Die Bedeutung von
Condorcet im Zeitalter
einer ökonomisierten
Bildungspolitik“



**Allan Guggenbühl,
em. Professor in Zürich**

„Mythen der heutigen
Reformrhetorik“



Ein Jahr nach der Oltner Tagung ist es soweit.

Vor bald einem Jahr beschlossen an die 50 TeilnehmerInnen der Oltner Tagung die Gründung eines Bildungsblogs. Nach einer Spendensammlung und viel Arbeit ist es heute soweit: Der Blog ist Realität. Zu diesem Anlass laden wir Sie herzlich ein

- Sie kommen in den Genuss von zwei Referaten, gehalten von ausgewiesenen Persönlichkeiten innerhalb der Bildungsdebatte.
- Wir stellen Ihnen unseren Blog vor.
- Wir bedanken uns für Ihre grosse Unterstützung mit einem feinen Apéro.

Das vorbereitende Team des Bildungsblogs:

Regula Stämpfli, Georg Geiger, Yasemin Dinekli, Ralph Fehlmann, Urs Kalberer, Roland Stark, Hanspeter Amstutz, Lutz Wittenberg, Philipp Loretz, Alain Pichard

Programm

- 14.00 Uhr Begrüssung und Einführung durch Alain Pichard
- 14.10 Uhr Referat von Professor Bernard Schneuwly
- 14.40 Uhr Diskussion
- 15.00 Uhr Referat von em. Professor Allan Guggenbühl
- 15.45 Uhr Diskussion
- 15.30 Uhr Dankesapéro und Networking
- 16.15 Uhr Präsentation des Blogs durch Kim Thurnherr, Philipp Loretz und Alain Pichard
- 16.30 Uhr Vorstellen des Startteams
- 16.45 Uhr Schluss der Veranstaltung

Weitere Anmeldungen (erwünscht bis 13. Mai 2019) bei Alain Pichard,
arkadi@bluemail.ch, 079 417 96 36



22.5.2019 Im Bann der Bildschirme – wenn Gamen und soziales Networking zur Sucht werden

Referentinnen:

Prof. Dr. phil. Paula Bleckmann
(Alanus Hochschule Bonn)

Brigitte Pemberger (Alanus
Hochschule Bonn und
Präventionsprogramm «ECHT
DABEI», Freiburg i.Br.)

Ort:

Fachhochschule St. Gallen
Rosenbergstrasse 59
(beim Bahnhof)
9000 St. Gallen

Grosser Plenarsaal, Parterre

[mehr...](#)



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Im Bann der Bildschirme – wenn Gamen und soziales Networking zur Sucht werden

MITTWOCH, 22. MAI 2019, 18.30 – 20.30 UHR

